

Kamper, Wulf

*Denkbilder* vom Weg, vom Lebenslauf und von der Geschichte aber auch von der Ausweglosigkeit, vom Tod und von der Katastrophe

- Hohe Orte, heilige Gegenden.
- Das Gericht oder die Verabsolutierung der dritten Ordnung der Einbildungskraft.
- Mariae Himmelfahrt. Über die Sprengung des Kreises und das Ende der zyklischen Zeit.
- Die Wirklichkeit der Knochen: Reliquien, Leichname, tote Körper.
- Kontingenzen des Reisens: die weißen Hunde von Cirauqui oder „Nie war Navarra so schön“.
- Wege, Straßen, Bahnen.
- Der Heuschreck, der Basilisk und andere Masken des Lebens.
- Die Katharer – protestantische Kleinbürger oder asiatische Yogis?
- „Saudade“ oder der Weltschmerz als Verdrängungspur.
- Das Reich und die Eremitage. Ein Dialog zwischen Karl dem Großen und Wilhelm von der Wüste.

Die Denkbilder sind in deutlicher Anlehnung an Walter Benjamin Versuche, Sehen und Erkennen zu verbinden. Im Unterschied aber zu den „Chiffren der profanen Erleuchtung“ geht es hier um ein Weiterdenken von kristallisierter Erfahrung, die sich während des Fahrens in Bildern für die Arbeit der Erinnerung verdichtet hatte. Gleichzeitig werden in einer Art Drehbewegung um ein Kristall die Stimmungen angetönt, die sich in den Reiseaufzeichnungen kursorisch wiederfinden lassen. Dabei ist die Chronologie beibehalten, die im Anhang nach Orten, Daten und Entfernungen wiedergegeben ist. Die Stücke sind einzeln verfaßt und gemeinsam überarbeitet worden.

## Hohe Orte, heilige Gegenden

Von altersher sind heilige Gegenden herausgehobene Orte. In Frankreich werden sie oft „hohe Orte“ (hauts lieux) genannt, auf die besondere Hinweisschilder aufmerksam machen. Oft liegen sie auf Höhenrücken wie die von Le Corbusier erbaute Kapelle von Ronchamps oder auf Felsen wie die Kapelle des hl. Michael in Le Puy. In jedem Fall sind es sorgfältig ausgewählte Orte, die sich von anderen unterscheiden und eine gesteigerte Aufmerksamkeit verlangen. Sie liegen über dem Land, näher den Wolken, dem Himmel, als wollten sie ein Zwischenreich zwischen Himmel und Erde einnehmen. Heilige Orte sollen helfen, sich von den Niederungen des Irdischen zu lösen und sich Gott zu nähern.

Alle Religionen benötigen solche Stätten. So befinden sich die christlichen Kirchen des Mittelalters häufig an Stellen, an denen schon in galloromanischer oder gar vorchristlicher Zeit Heiligtümer lagen. Zwar ändert sich der Ritus der Verehrung des Göttlichen mit dem Wechsel der Kulturen und Religionen, doch überdauern die heiligen Orte diese Veränderung. Offensichtlich gibt es nur wenige herausragende Orte, an denen die Menschen die gesuchte Verdichtung des Wirklichen erleben. Damit ein Ort zum Eigentum Gottes werden kann, an dem sich der Mensch der Gegenwart Gottes oder eines Heiligen versichern kann, muß er die entsprechenden Merkmale haben. Er muß sich entsprechend seiner Lage in der Landschaft oder sogar in bezug auf den Stand der Sonne bzw. der Sterne zu bestimmten Zeiten des Jahreszyklus von anderen Orten unterscheiden. Nur dann erlaubt dieser Ort den Menschen die Erfahrung seiner spezifischen Stellung im Universum *zwischen* Mikrokosmos und Makrokosmos. Die hohen Orte sind Stellen der Grenzerfahrung, an denen der Mensch die Ordnung des profanen Alltags verläßt und sich für die

„Berührung“ des Heiligen öffnet. Sein Glaube und die göttliche Ordnung helfen ihm, dem Stadium des Dazwischen zu entkommen und geben ihm die Sicherheit, in seinen Wünschen von Gott bzw. dem verehrten Heiligen erhört zu werden. An den heiligen Orten verlangt der Mensch eine Steigerung seines Lebens; er sehnt sich nach der Verausgabung seiner selbst. Er sucht einen Zustand, in dem er außer sich, ekstatisch sein kann. In diesen Momenten will er die Erfahrung machen, von Gott angenommen worden zu sein. Die ungebrochene religiöse Erfahrung des Mittelalters bietet die Garantie dafür, aus einer diskontinuierlichen Welt wenigstens manchmal in ein Kontinuum überzugehen.

Heilige Gegenden sind in sich abgeschlossene Zentren und unterscheiden sich als solche von der Vielzahl der weltlichen Orte eines Landes. Sie haben – einem Kreis vergleichbar – ihr Ziel – die Verehrung der Maria, des Michael, des Martin oder des Jakob – in sich. Zugleich weisen sie über sich hinaus. Sie dienen als Vermittler eines jenseitigen Zieles, auf das der Mensch seine Energien und Kräfte richtet. Um an ihren Segnungen teilzuhaben, kommen die Gläubigen von weither. In einer für den Menschen unserer Zeit kaum noch verständlichen Weise sind die göttlichen Kräfte für den mittelalterlichen Menschen an konkrete Orte gebunden. Ohne ihr Arrangement läßt sich die Diskontinuität des menschlichen Lebens nicht überwinden. Hier konzentriert sich mit der Sehnsucht des Menschen nach der Totalität Gottes jene spezifische religiöse Erotik, die ihn über seine Vereinzellung hinaushebt.

Auf dem Wege nach Santiago de Compostela gelangen die Pilger zu vielen heiligen Orten, die Zwischenstationen auf ihrem Weg zum Ziel sind. Sie machen die Erfahrung, an einem Ziel anzukommen, dort aufgenommen und in ihren Wünschen vorübergehend befriedigt zu werden. Zugleich werden sie aber auch über diesen Ort hinaus auf *das* Ziel ihrer Reise verwiesen, an dem sich erst alle mit

der Wallfahrt verbundenen Hoffnungen erfüllen sollen. Santiago de Compostela ist *der* heilige Ort des Abendlandes, auf den sich das Verlangen nach der Erlösung vom Diskontinuierlichen konzentriert; hier ist das Ziel des Lebens und der Ort der Veränderung. Wenn die Pilger hier ankommen, gliedert sich ihr Leben in eine Zeit vor der Ankunft und in eine Zeit danach. Santiago ist der Wendepunkt.

Wer als Pilger zu einem heiligen Ort gelangt, wird durch seinen herausgehobenen Charakter selbst ausgezeichnet. Man unterscheidet sich jetzt von anderen Menschen, weil man das Heilige gesehen hat. Man ist nicht mehr der Mensch, der man vorher war, sondern ist zu einem Menschen geworden, der zu der Gemeinschaft derer gehört, die „dort“ waren. Da man selbst eine eigene, auf der Gegenwart des herausgehobenen Ortes beruhende Beziehung zu dem jeweiligen Heiligen hat, kann man an dessen Taten und Kräften Anteil nehmen und von seinen Erlebnissen und Erfahrungen anderen Menschen berichten, um sie am Wunderbaren teilhaben zu lassen. Da man sich aber durch die Begegnung mit dem Heiligen vor anderen Menschen auszeichnet, erzählt man besonders gerne von dem Wunderbaren, das einem widerfahren ist. Schließlich wächst mit der Verehrung, die andere Menschen dem Heiligen entgegenbringen, an dessen Ort man gewesen ist, auch die eigene Bedeutung. Wer also an einem solchen Ort war, dürfte darauf bedacht sein, die überragende Bedeutung herauszustellen und dadurch zur Ausbreitung seines Ruhmes beizutragen. Wie die Pilger des besonderen Charakters eines heiligen Ortes bedürfen, um sich vor anderen Menschen auszuzeichnen, bedarf der heilige Ort des Glaubens der Pilger an seinen besonderen Wert, um über andere Orte hinauszuragen.

Seit dem Ausgang des Mittelalters verlieren die heiligen Orte allmählich ihre Macht, zwischen Gott, den Heiligen und den Menschen zu vermitteln. Während Gott den Menschen an diesen Orten auf ihre Gebete und Wünsche

im Mittelalter „antwortete“, so sind seine Antworten später leiser geworden – nicht zuletzt durch den schwindenden Glauben –, bis sie für viele heute nach dem „Tode Gottes“ ganz verstummt sind.

### **Das Gericht oder die Verabsolutierung der dritten Ordnung der Einbildungskraft**

Bei der etappenweise eingeführten Ordnung der menschlichen Raumerfahrung fungiert eine körpernahe Einbildungskraft als strukturierender Faktor. Das gilt für Phylo- und Ontogenese. Während die erste Etappe die Strukturierung nach Innen und Außen sich in der Tiefe der Zeit verliert, jedenfalls sehr früh anzusetzen ist und etwa mit der Wahrnehmung des eigenen Körpers als eines von der Mutter (der Erde) getrennten einhergeht, hängt die zweite Strukturierung, die den Raum nach Oben und Unten ordnet, mit der Aufrichtung der Menschen, ihrem Stehen- und Gehenkönnen zusammen. Daß der aufrechte Gang erlernt werden muß und das damit Erreichte unter bestimmten Umständen gefährdet ist, ergibt die konstitutionelle Überbewertung des Oberen, aber auch immer wieder die Möglichkeit, das Untere nach Oben zu kehren.

Die Bevorzugung des Himmels als der Heimat der Menschen ist – so betrachtet – der Effekt eines schwierigen Lernens und der Entscheidung, diese Errungenschaft ein für allemal hochzuhalten. Die Mythen sprechen davon, daß der „allgemeine“ Mensch der Held war, der die unterschiedslose Verschlungenheit von Ur-Vater und Ur-Mutter durch seine „Aufrichtigkeit“ beendete, aber gerade dafür am aufgerichteten Kreuz den Opfertod sterben mußte. Lerneffekte und Errungenschaften müssen in der Gattungsgeschichte wie in der Biographie teuer bezahlt werden.

Noch gefährdeter ist die dritte Ordnung der Einbildungskraft, die Strukturierung des Raumes nach Rechts und Links, die von den Schulkindern in Mitteleuropa im ersten Schuljahr eingeübt wird, um das Rechte dem Linken vorzuziehen. Sie geht – eben weil sie unentrinnbar mit dem variablen Körperstand verbunden ist – nur sehr vorläufig unter die Haut und bedarf zu ihrer Befestigung einer anderen Einschreibung als die beiden zuerst genannten Strukturierungen. Weil sie nicht körperlich garantiert werden kann, ist es dazu gekommen, daß die Unterscheidung von Rechts und Links die bisher aufwendigste zivilisatorische Anstrengung nach sich zog. Ethik (gut und böse), Logik (richtig und falsch), Jurisprudenz (rechtmäßig und rechtswidrig), Politik („rechts“ und „links“) usf. haben eine unermeßliche Menge von Menschenopfern und Paragraphen gebraucht, um das Flüchtige zu stellen und das Relative zu verabsolutieren. In körperfernen, abstrakten Zeiten sind sie dann über das Ziel hinausgeschossen, indem sie die dritte Ordnung für grundlegend erklärten und die anderen zu ersetzen versuchten. Doch scheint die neueste Entwicklung im menschlichen Selbstverständnis zu zeigen, daß es umsonst war: das „Gericht“ mit der Struktur der Alternative und seiner Bevorzugung der rechten Seite ist am Ende. Es konnte das Unergründliche, Kompakte, Offene der menschlichen Erfahrungen mit den abertausend Begründungen, Urteilen, Beschlüssen seines Vorgehens nicht erreichen und sinkt nun unaufhaltsam in die Drittrangigkeit zurück.

Man kann das hohe Mittelalter als den historischen Ort angeben, an dem die Verabsolutierung des Gerichts begann, zunächst ikonographisch – über den Kirchenportalen und an den Altären – dann logisch in den „Summen gegen die Heiden“ und inquisitorisch, in den Untersuchungsakten der Ketzerprozesse, schließlich politisch, mit Feuer und Schwert, und mithilfe von Auto-dafés und Glaubenskriegen. Dabei fing es harmlos an: noch aus der „Mandorla“ heraus (unter)scheidet der

Weltenrichter Christus die Menschheit in Gläubige und Ungläubige, Selige und Verdammte. Die Mandorla ist trotz ihrer Streckung in der Vertikalen eine deutliche Reminiszenz an den Kreis, das Inbild der ersten Ordnung von Innen und Außen. Zwar überfährt meist die Hand des großen Schiedsrichters die marginale Linie, doch bleibt eine nachvollziehbare Rückversicherung an den vollendeten Kosmos in Form der Aura (des Regenbogens oder des kreisrunden Heiligenscheins) übrig. Trotzdem zielt die Intention – und auch das ist sichtbar – auf eine Trennungslinie zwischen dem Paradies und der Hölle. Das geschieht in einer deutlichen Verschiebung der traditionellen Ordnung. Die Hölle, die nie so recht unter den Himmel paßte, wandert nach links, indem sie vom Ort der Rechtgläubigen durch einen Blitzstrahl abgegrenzt wird, dessen Stelle der Erzengel Michael einnimmt, der die Waage hält, das Instrument der Äquivalenz . . .

Später stehen dort nur noch Wände und Mauern „sprachlos und kalt“ (Hölderlin). Und damit ist das Prinzip einer Gesellschaft „symbolisch“ verdichtet, die ebenso aussperrt wie einsperrt, und jene kategoriale Norm aufrichtet, daß es immer nur zwei Möglichkeiten gibt: dafürzu- sein oder dagegen, dazuzugehören oder nicht . . . Die Mauer ist innen wie außen die gleiche; allemal eine des Gefängnisses hat sie auch den Raum der Erkenntnis vorab festgelegt: noch in den subtilsten Definitionen kommt die Rückübertragung der dritten Ordnung als der maßgeblichen zum Zuge. Kategorien sind Maßstäbe eines vom Leben getrennten, richterlichen Denkens, das die Tiefe – sei sie unten oder innen – ohne die Möglichkeit eines Widerspruchs zu verdammen gezwungen ist.

Immer wieder ist dieser Ersatz der Innen/Außen- und der Oben/Unten-Ordnung durch die einfache horizontale Feldertrennung durchgespielt worden, auf manchem Tympanon der Burgunder Wallfahrtskirchen ebenso wie auf vielen der frühen Tafelbilder. Sie nahm schließlich

Besitz von den nach und nach zugerichteten Seelen und hat in einem fulminanten Siegeszug (nach der endgültigen Sprengung des Kreises und dem langsamen Abbau des Heiligen am Firmament) die innere und äußere, die obere und untere Ordnung der bürgerlichen Welt bestimmt. Noch in der Computer-Logik mit ihrer Ja/Nein-Alternative, ebenso auf den Fußballplätzen rund um den Globus wie in den Mauern der geteilten Städte zwischen den politischen Machtblöcken entfaltet das Jüngste Gericht seine planer Wirkungen. So betrachtet ist es da. Man braucht nicht darauf zu warten.

Andererseits hat seine Gewalt ausgesetzt: die Grenzen sind durchlässig geworden, die Äquivalenz verliert zunehmend ihre Allgemeinverbindlichkeit, die Alternativen werden unterlaufen und die Mauern sind vom Zahn der Zeit ruiniert. Da die Einbildungskraft sich aus den Räumen zurückzieht, verfallen deren Ordnungen in der umgekehrten Reihenfolge ihres Entstehens.

### **Mariae Himmelfahrt. Über die Sprengung des Kreises oder das Aufhören der zyklischen Zeit**

Guy Debord hat bei seiner Suche nach den Wurzeln des Imaginären der Spätmoderne das Mittelalter als den historischen Bruch kenntlich gemacht, in dem die zyklische Weltzeit aufgehört hat.

„Das Mittelalter, diese unvollendete mythische Welt, deren Vollkommenheit außerhalb ihrer selbst lag, ist der Moment, in dem die zyklische Zeit, die noch den Hauptteil der Produktion regelt, von der Geschichte wirklich



untergraben wird. Eine gewisse irreversible Zeitlichkeit wird allen als Individuen zuerkannt, in der Aufeinanderfolge der Lebensalter, in dem Leben, das als eine Reise angesehen wird, als Durchgang ohne Rückkehr durch eine Welt, deren Sinn anderswo liegt: der Pilger ist der Mensch, der aus dieser zyklischen Zeit heraustritt, um tatsächlich dieser Reisende zu sein, der jeder Mensch als Zeichen ist. Das persönliche geschichtliche Leben findet seine Vollendung stets in der Sphäre der Macht, in der Teilnahme an den von der Macht geführten Kämpfen und an den Kämpfen im Streit um die Macht; aber die irreversible Zeit der Macht wird ins Unendliche geteilt bei der allgemeinen Vereinigung der gerichteten Zeit der christlichen Zeitrechnung, in einer Welt des bewaffneten Vertrauens, in der sich das Spiel der Herrn um die Treue und das Bestreiten der schuldigen Treue dreht . . . In dieser Verschiedenartigkeit des möglichen geschichtlichen Lebens enthüllte sich die irreversible Zeit, durch welche bewußtlos die Tiefe der Gesellschaft mitgerissen wurde, die von der Bourgeoisie in der Warenproduktion, in der Gründung und Ausdehnung der Städte, in der kommerziellen Entdeckung der Erde – dem praktischen Experimentieren, das jede mythische Organisation des Kosmos für immer zerstört – erlebte Zeit, allmählich als die unbekannte Arbeit der Epoche, als die große offizielle geschichtliche Unternehmung dieser Welt mit den Kreuzzügen gescheitert war.“ (vgl. Guy Debord, Die Gesellschaft des Spektakels, Hamburg 1978, S. 78 f.)

Gerade das, was als typisch mittelalterlich angesehen wird, die Pilgerschaft, die immer zugleich real und imaginär ist, war der Anfang vom Ende der wiederkehrenden Zeit. Es ist der Weg nach Innen, der den Kreis sprengt; die Trennung von Zeichen und Bezeichnetem läßt das Leben an ihm selbst bedeutend werden und schiebt einen Keil zwischen Wirklichkeit und Sinn. Gleichzeitig und in genauer Korrespondenz vollzieht sich auf der inhaltlichen Seite eine Verschiebung dieses Sinns auf den

Himmel. Es ist also eine schleichende Spiritualisierung, Verjenseitigung und Metaphorisierung des Lebens, die den Abschied von den alten Werten vorbereitet. Dabei werden die Frauen zu Gegnern, denen man sublimale Gewalt antut. Es sieht aus wie ein Handel und ist doch ein Betrug: die genannte Aufspaltung des Wirklichen „teilt“ die Frau in die Madonna und die Hexe und lenkt den abgespaltenen Strom der männlichen Zuneigung ins Himmlische, während die Kraft roh und irdisch zurückbleibt.

Längst vor der Dogmatisierung der leiblichen (!) Aufahrt Mariens haben die Pilgerströme die Frau, Jungfrau und Mutter zwischen die Sterne projiziert. Maria ist das heimliche Ziel der Milchstraße. Sie ist die große Beschützerin Spaniens, weshalb dem heiligen Jakob als Apostel des Landes nicht zufällig ein Marien-Evangelium zugeschrieben wird. Auf der Kehrseite dieser Medaille, die zunächst noch unsichtbar ist, findet man das weitere Schicksal der Frauen auf Erden.

Der eigentliche Promotor dieser Transaktion aber ist der heilige Bernhard von Clairvaux, der „honigfließende Lehrer der Christenheit“ – wie sein offizieller Titel lautet. Er hat in seinen Liedern, Predigten und Aussprachen die Ablösung des Begehrens aus dem Dunstkreis des Irdischen und seine „Erhöhung“ ins Überirdische gefeiert, besprochen und – verräterisch oft – für vernünftig erklärt. In Maria allein sei die menschliche Natur derart geheiligt, daß sie über die unsterblichen Geister erhoben werde: Immer wieder hat er zum Tage Mariae Himmelfahrt (15.8.) betont, wie genau das Verhältnis der Seele zu ihrem Sinn im Hohen Lied Salomos vorgebildet sei, wie präzise dessen nicht einmal harmlose Erotik als Sinnbild einer höheren Liebe zu nehmen ist (vgl. Bernhard von Clairvaux, Die Schriften in 6 Bänden, Wittlich 1935).

Ein derart himmlischer Referenzrahmen für die Erklärung der menschlichen Wünsche war zu forciert, um seine Schattenseiten lange verbergen zu können. Die Wendung ins Höhere, die übrigens durchaus *nicht* der Menschwerdung Christi entspricht, zeigte sich bald als das eigentliche Skandalon des Christlichen. Die von Nietzsche inkriminierte Entwertung des Lebens erweist sich hier als Entwertung der Frauenliebe, die nur noch als „Gleichnis“ genommen wird. Dadurch wurde jede wirkliche Frau zum Fall eines Allgemeinen und alle weibliche Wirklichkeit der „Finsternis“ zugeschlagen. Die Aufnahme Mariens in den Himmel, wo sie den geliebten Sohn wieder in ihren Schoß aufnehmen darf, war historisch pure Schönfärberei für eine raffinierte Entmachtung der Frauen. Bernhard von Clairvaux spricht dann auch ausdrücklich von einem „Gabentausch“ und einem „Rollen-tausch“, der sich mittels der Gottesmutter zwischen Himmel und Erde vollzieht, doch ist dergleichen derart in süße Metaphern verpackt, daß es manchem Hörer wie Honig eingehen mußte, ohne daß er das Skandalöse daran auf Anhieb recht verstehen konnte.

„Ein kostbares Geschenk sandte heute unsere Erde in den Himmel, damit durch Geben und Empfangen in glücklichem Freundschaftsbund Menschliches und Göttliches, Irdisches und Himmlisches, Niedrigstes und Höchstes sich vereinten. Denn die erhabene Frucht der Erde steigt dorthin empor, woher jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt (Jak. 1,17). Die seligste Jungfrau, die zur Höhe aufsteigt, wird also selbst wieder den Menschen Geschenke spenden. Warum sollte sie denn nicht freigebig sein, da ihr weder die Macht noch der Wille dazu fehlt? Sie ist die Himmelskönigin, sie ist barmherzig, sie ist endlich die Mutter des eingeborenen Gottessohnes; nichts kann so gut die Größe ihrer Macht und ihrer Liebe empfehlen. Man müßte denn annehmen, daß der Sohn Gottes seine Mutter nicht in Ehren halte, oder daran zweifeln, daß jenes Herz Marias sich in lauter Liebe verwandle, an dem die gottgeborene Liebe neun Monate lang lieblich geruht . . .

Sie hatte den Herrn einst aufgenommen bei seinem Eintritt in den Meierhof Welt; heute wird nun sie beim Einzug in die heilige Stadt von ihm aufgenommen. Mit welcher Ehre, mit welchem Jubel, mit welchem Glanz meinst du wohl? Auf Erden gab es keinen würdigeren Ort als das Heiligtum des jungfräulichen Leibes, in dem Maria den Sohn Gottes aufgenommen hat. Im Himmel gibt es keinen würdigeren Platz als den Königsthron, auf den der Sohn Marias heute Maria erhoben hat. Glückselig fürwahr sind beide Aufnahmen; unaussprechlich sind beide, weil beide unausdenkbar sind.

Aber wer könnte auch das nur ausdenken, wie die herrliche Königin der Welt heute einerschritt, mit welcher Ehrerbietung die große Zahl der himmlischen Heerscharen ihr entgegenteilte, um sie freudigst einzuholen? Unter welchen Lobgesängen sie zum Thron der Herrlichkeit geleitet ward, mit welchem holdem Blick, welchem heiterem Antlitz, welcher freudiger Umarmung sie ihr Sohn empfing und über alle Geschöpfe erhöhte, durch Ehren, wie sie einer solchen Mutter würdig waren, mit einem Glanz, wie er sich für einen solchen Sohn geziemte? Selige Küsse fürwahr, die einst die Mutter auf die Lippen ihres Säuglings drückte, als sie ihn auf ihrem jungfräulichen Schoße hielt und bejubelte? Halten wir aber jene Küsse nicht für beglückender noch, die sie heute bei der seligen Begrüßung vom Munde dessen empfing, der zur Rechten des Vaters sitzt, da sie zum Throne der Herrlichkeit hinanstieg und das Brautlied sang: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes?“ (Hohel. 1,1). Wer wird Christi Menschwerdung und Marias Aufnahme in den Himmel beschreiben können? Denn soviel Gnaden sie auf Erden vor den andern Menschenkindern vorausempfing, soviel besondere Herrlichkeit genießt sie jetzt im Himmel. Wenn kein Auge es gesehen, kein Ohr es gehört und keines Menschen Herz es empfunden hat, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben (1. Kor. 2,9), was mußte er wohl ihr bereiten, die ihn gebar und, was niemand in Zweifel zieht, vor allen liebte? Wer vermöchte das zu sagen?“ (a.a.O., Bd. 3, S. 103 ff).

Als Bernhard von Clairvaux, der machtvolle Prediger der Christenheit des Nordens, im Süden Frankreichs zur Zeit der ersten Liebeshöfe auftrat, hat man ihn ausgelacht oder sich gelangweilt wichtigeren Dingen zugewandt. Später, als die Kriegsmaschine der arbeitslosen Kreuzzugsritter den „Midi“ überrollte, hatten die „Kinder der Finsternis“ (vgl. Wolf von Niebelschütz, Die Kinder der Finsternis, Düsseldorf 1959, demnächst wieder bei Suhrkamp) dazu keine Zeit mehr. Sie hatten zu lernen, daß sie nicht dazugehörten und daß sie, weil sie dagegen waren, in die Verliese, hinter die Mauern und vor die Gerichtsschranken oder gleich ins Feuer springen mußten. Bernhard aber in Vollendung des paulinisch-augustinischen Mauerbaus zwischen den Auserwählten und den Verdammten legte, als er starb, seine Feder mit eben diesen Worten aus der Hand: „Wandelt als Kinder des Lichtes (Epheser 5,8).“

### **Die Wirklichkeit der Knochen: Reliquien, Leichname, tote Körper**

Auf einem kleinen Reliquienschrein in Conques findet man folgende Worte: „Hier liegen die Körper vieler heiliger Männer und Frauen“. Danach repräsentieren die spärlichen Knochenreste in dem geschmückten Kästchen im Museum von Conques nicht nur die Verstorbenen; sie sind die Körper der Heiligen. Wenn ihre Körper bzw. Körperteile da sind, sind die Heiligen anwesend; sie sind ihre Körper und ihre Körper sind sie. Solange Körper oder Körperteile anwesend sind, sind die Heiligen noch nicht vollständig im Besitz des Todes; die Reliquien sichern ihre Gegenwart.

Nach dem mittelalterlichen Verständnis ist der Mensch sein Körper; ohne seinen Körper gibt es den Menschen nicht. Der Körper ist die vollkommene materielle Konkretisierung eines Menschen; in ihm zeigen sich alle seine individuellen Züge. Ohne die Vergegenwärtigung des Körpers eines Menschen ist er nicht vorhanden und nicht verstehbar. Erst im Verlauf des Zivilisationsprozesses und des mit ihm verbundenen Kontroll- und Abstraktionsprozesses hat der Körper seine Bedeutung für das Verständnis des Menschen teilweise eingebüßt. Während sich das Selbstverständnis des mittelalterlichen Menschen über die konkrete Gegenwart seines Körpers bestimmte, hat der Körper seine Bedeutung für die Identität des heutigen Menschen weitgehend verloren.

Im Mittelalter sicherten die toten Körper bzw. die Reliquien den Verstorbenen ihren Platz unter den Lebenden. Solange Teile ihres Körpers anwesend waren, konnten die Verstorbenen in die Gemeinschaft der Lebenden einbezogen bleiben. Sie wurden nicht vergessen, sondern man lebte mit ihnen. Solange sie nicht vergessen waren, waren sie auch nicht „tot“. Vielmehr standen die Lebenden mit ihnen in einem symbolischen Austausch. Man betete zu ihnen, erflachte ihre Hilfe und verehrte sie. Die für die Gegenwart so charakteristische Trennung zwischen der Welt der Verstorbenen und der Lebenden war längst nicht so entschieden vollzogen. Die Welt der Verstorbenen breitete sich unmittelbar in die Welt der Lebenden hinein aus, die deshalb ein deutlicheres Bewußtsein davon hatten, daß auch sie sterben würden. Für die Verstorbenen und die Lebenden bestand die Hoffnung, am Tage des Jüngsten Gerichts für immer unter die Lebenden aufgenommen zu werden. Das die Verstorbenen und die Lebenden verbindende und die Unterschiede im Hinblick auf ein mögliches ewiges Leben relativierende Element war die symbolische Ordnung des Christentums. Sie wies den Verstorbenen und den Lebenden ihren Platz und bestimmte das Verhältnis zwischen ihnen. Sie schuf die Gemeinschaft der Lebenden und der Toten.

Somit bedeutete der Tod für den Sterbenden keinen endgültigen Abschied. Auch als Sterbender blieb der Mensch den Lebenden verbunden. Der Tod zeigte damit den Sterbenden ein freundlicheres Gesicht als zu Zeiten, in denen er eine endgültige Trennung darstellt. Die Verehrung des Verstorbenen sicherte ihm eine Gegenwart unter den Lebenden und nahm damit seinem Sterben den Charakter der Unaufhebbarkeit. Daher hatte die Verehrung der Toten im Alltag der Lebenden einen größeren Platz als heute vorstellbar – oft war der Friedhof der Marktplatz. Zugleich machte die umfangreiche Totenverehrung die Lebenden mit dem Sterben vertraut. Sie wurden mit dem Tod konfrontiert und zu einem Austausch gezwungen. Sie lernten, beim Sterben anderer den eigenen Tod vorwegzunehmen und machten die Erfahrung, daß die Verstorbenen in der Erinnerung der Lebenden und in der Totenverehrung weiterwirkten. Das Mittelalter kannte also eine *Ars moriendi*, an deren Ausübung der einzelne von seiner frühen Jugend an beteiligt wurde.

Den Camino de Santiago kann man als einen Weg der Totenverehrung begreifen. Seit Jahrhunderten werden an jedem „hohen Ort“, an jeder Pilgerstätte Reliquien von Heiligen verehrt. Die Pilgerfahrt führt zu den Heiligen, die die Gläubigen auffordern, in einen Austausch mit ihnen einzutreten. Sie sichern ihnen ihre Unterstützung zu; als Äquivalenz verlangen sie die Verehrung, die ihnen selbst ein Weiterwirken gewährt. Nahm man das Kreuz auf sich, um nach Santiago de Compostela zu ziehen, so erhielt man die Vergebung der Sünden und die Zusicherung eines ewigen Lebens. Die Kirche verkündete dieses Versprechen. Die Gebeine des hl. Jakob und der anderen Heiligen bürgten den Pilgern dafür. Ihre Gegenwart bot die Gewißheit, daß das bisherige Leben und die Anstrengungen der Pilgerfahrt nicht vergeblich waren. Man würde den Tod überwinden. Zweifel daran kannte die Mehrheit der Pilger wahrscheinlich nicht.

### **Kontingenzen des Reisens: die weißen Hunde von Cirauqui oder „Nie war Navarra so schön“**

Es begab sich in einem kleinen verlassenem Bergnest in Navarra, daß wir gegen Abend – die Rocktaschen voller Steine – auf die ersten, wilden und weißen Hunde in Spanien trafen. Die Bewegung des Ausholens reichte, um sie zu vertreiben. Aber dann begann ihr Gesang, ein schrecklich schönes, markerschütterndes Geheul, das sich wie eine Kette um uns legte. Andere, eingesperrte Hunde stimmten ein und bald waren wir verbellte Wanderer. Kein Mensch zeigte sich, aber das Dorf Cirauqui hielt uns für die Dauer eines kynischen Gesanges gefangen. Es lag Wärme und ein spätes, grüngoldenes Licht über den Hügeln, im Westen, nah bei der untergehenden Sonne wußten wir Santiago de Compostela und hinter uns, weit und fast vergessen das Deutschland unserer Herkunft. So traf uns ein Ereignis an, unversehens, mit jenem Gemisch aus Schrecken und Schönheit: in der Fremde zu weilen und doch in einem günstigen Augenblick getroffen zu sein von der riskanten Sicherheit, ausgemacht und anerkannt zu werden – sei es von einer Rotte weißer Hunde  
...

Wir erinnerten uns plötzlich an das Kapitel über Navarra, das der redlich-redselige Domke in seinem Führer nach Santiago verfaßt hat: „Nie war Navarra so schön“ (vgl. Domke, Spaniens Norden, München 1977<sup>3</sup>).

Das, was man erfährt, ist unvorhersehbar und bleibt kontingent, voll des blinden Zufalls, der gelegentlich zum hellsichtigen Einfall führt. Notwendigkeiten gibt es immer erst hinterher. Und wir sollten bei unserem Bericht die Wahrheit nicht unterschlagen, daß das Entscheidende jeweils trotz der Pläne, trotz der Führer, trotz der ausgezeichneten Straßen passiert – niemals aber deswegen (wenn auch nicht ohne sie).



Das liegt an den verschiedenen Logiken der Zeit, die vom unüberbrückbar tiefen Abgrund des Augenblicks getrennt werden und nur unter der Bedingung des Todes vereinbar sind. Zwar hat die gemessene lineare Zeit, die unter dem Diktat der Vergangenheit steht, längst ein Übergewicht über unsere Lebensfristung, doch müssen wir gerade um der kurzen Fristen unseres Lebens willen dem Plötzlichen zugeneigt bleiben, notfalls auch dem Schrecklichen.

### **Wege, Straßen Bahnen**

Als im 9. Jahrhundert die ersten Pilger auf dem Camino de Santiago entlangzogen, um zum Grab des hl. Jakob zu gelangen, wanderten sie auf einem schmalen, kaum befestigten Weg, der sie mühselig durch die Landschaft führte. Nur geringfügig hob er sich aus ihr heraus. Oft mußte man seinen Verlauf erst durch die unwegsame Berglandschaft aufspüren, um weiterzukommen. Lange war man unterwegs, um von einem bewohnten Ort zum nächsten zu gelangen. Beträchtlich war die Gefahr, von den Einheimischen oder „Mauren“, die zu dieser Zeit große Teile des durchwanderten Gebietes besetzt hatten, überfallen und ausgeraubt zu werden. Erst im Verlauf des 10. und 11. Jahrhunderts wurde aus dem Camino die Straße nach Santiago, auf der jährlich Tausende aus ganz Europa entlangzogen.

Mit der Entwicklung des Camino vom Weg zur Straße erfolgten tiefgreifende Veränderungen. Die Ordnung der Menschen setzte sich entschieden der Natur gegenüber durch. Der Weg wurde ausgebaut; viele Wegstrecken wurden befestigt; der Bau von Brücken wurde in Angriff genommen. Die Straße schrieb sich in die Landschaft ein, die bald Hunderttausende von Pilgern durchquerten. Ihr

Zug veränderte das Aussehen der Landschaft beträchtlich. Pilgerherbergen, -hospitäler, -kirchen, Dörfer entstanden, in deren Umgebung das Land bewohnbar gemacht wurde. Immer mehr Menschen begannen, am Rande der Straße zu leben, sich um ihren Ausbau zu bemühen, um so einerseits die Pilger in ihrer Anstrengung zu unterstützen, nach Santiago zu gelangen, andererseits von ihnen zu profitieren.

Noch mehr steigerte sich die Macht der Straße, als auf ihr immer mehr Menschen aus allen Teilen Europas ihrem Ziel entgegenstrebten. Nun verband sie den äußersten Westen mit den anderen Teilen des Kontinents. Ihr Ziel Santiago beanspruchte und erhielt im ganzen Abendland Gültigkeit. Zu dieser Zeit wurde der Camino de Santiago zu einer der Milchstraße vergleichbaren leuchtenden Bahn, die sich entschieden durch den Norden Spaniens zog und deren Strahlen sich über ganz Europa erstreckten. Wenn man den Vergleich zwischen dem Camino de Santiago und der Milchstraße weiter ausführen will, so kann man in den hellen Sternen der Milchstraße die hohen Orte und heiligen Gegenden des Camino sehen, die zum Leuchten der Milchstraße beitragen, aber nicht ihren Glanz ausmachen. Wie sich die Macht des Camino gegen die von ihm durchzogene Landschaft durchsetzt, so setzt sich die *Ordnung der Milchstraße* gegen frühere Ordnungen durch. Sie wird zum leuchtenden Vorbild, das die Menschen in ihren Bann zieht und nach ihrer Dynamik ausrichtet. Ihr Anliegen ist es, die Gläubigen in die große Bewegung der Setzung von verbindlichen Zielen hineinzuziehen. Der Camino ist auf das Grab des hl. Jakob in Santiago als Ziel ausgerichtet; darauf legt er Hunderttausende als Pilger fest und macht es für Millionen zu einem Wert. Indem Santiago ein heiliges Ziel wird, schafft die Ausrichtung eine Gemeinsamkeit derer, für die das Ziel gilt. Alle die, die auf der rechten Bahn wandeln und nicht vom Wege abweichen, sind Teil der Ge-

meinschaft. Wer sich nicht in den Bahnen der Milchstraße bewegt, wird zum Außenseiter. Wer nicht im Licht ist, steht im Schatten oder wird ins Dunkle gestoßen.

Wie das Gericht, das zur gleichen Zeit an den Tympana der romanischen Kirchen entsteht, wird der Camino zum Ausdruck der neuen christlichen Ordnung der Unterscheidung. Man muß in der Ordnung sein, oder man wird von ihr ausgegrenzt und vernichtet. Die „Guten“ werden von den „Bösen“ getrennt. Das Licht der Straße unterscheidet die Christen von den heidnischen Mauren, die im Namen des Maurentöters Jakob bekämpft werden. Damit sein Licht heller leuchtet, müssen die Mauren, die nicht vom Ziel der Straße erleuchtet werden, in ihrem Schatten stehen und als Feinde bedrängt werden. Erstreckt sich dieser Prozeß der Ausgrenzung zunächst auf Heiden, so vollzieht er sich später an den Katharern als Christen. Auch sie werden zu Feinden gemacht und vernichtet. Im Verlauf des abendländischen Zivilisationsprozesses verstärkt sich der Zwang zur Ausgrenzung und Unterscheidung kontinuierlich.

Im Zusammenhang mit den Kreuzzügen gewinnen die Straße, ihre Zielbezogenheit und Gradlinigkeit als Merkmale an Bedeutung. Sie werden zu Kriterien, an denen sich auch das Leben des einzelnen ausrichtet. Allmählich verdrängen sie das bis dahin eher wirksame zyklische Denken. Mit der teleologischen Ordnung der Straße wird das Leben des einzelnen nur sinnvoll, wenn es — bezogen auf das richtige Ziel — zielgerichtet verläuft. Seit sich die Zielstruktur des Camino durchgesetzt hat, gibt es Umwege, Abirrungen und Verirrungen. Ein Leben ohne Abwege ist das Ziel. Es gelingt jedoch nur, wenn der Mensch von Gott auf dem „richtigen“ Weg geführt wird. Dadurch wird die Sinnhaftigkeit des Lebens und das Fortbestehen des Menschen nach dem Tode garantiert. Mit der Durchsetzung dieses finalistischen Prinzips erscheinen die nichtzielbezogenen Teile des Lebens wertlos. Um die Zielbezogenheit des Lebens zu gewährleisten, muß die erforder-

liche Kontrollfähigkeit entwickelt werden. Mit ihrer Entfaltung erfolgt eine Unterwerfung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Im Verlauf des Absolutismus und der Aufklärung steigert sich diese Kontrolle zu einer vorweggenommenen Selbstkontrolle, die sich heute bis in die Tiefenstruktur des Menschen erstreckt hat.

Seit langem gibt es gegen diese und andere Formen der Vereinnahmung Widerstand, also gleichsam den Wunsch, im Schatten der Milchstraße zu leben. So haben z.B. am Rande des Camino die Mönche von San Millan de Suso gelebt. Ihnen war der Wunsch fremd, zu einem fernliegenden Ziel zu gelangen. Das Ziel ihres Lebens erfüllte sich in der Abgeschlossenheit ihrer Einsiedelei. Im 12. Jahrhundert geriet diese Form religiösen Lebens immer mehr in den Schatten des „Modells“ der Straße. Bis heute hat seine im Verlauf der Geschichte vielfältig verstärkte Dynamik den Sieg über alle Gegenbewegungen davongetragen. Unentschieden ist, ob es sich nicht dennoch um einen Pyrrhussieg handelt.

### **Der Heuschreck, der Basilisk und andere Masken des Lebens**

Seine Schrecklichkeit ist längst domestiziert, aber sein Name reiht den kleinen Grashüpfer noch ein in die lange Kette mythischer Bilder, in denen das Unberechenbare, ja Unverwindliche der großen Natur auch nach ihrer Umwertung zur Lebensgefahr immer wieder durchbricht. Es ist seine Plötzlichkeit (der „Schrack“ (Böhme), der wie ein Blitzstrahl niederfährt und erstarren läßt), welche die Erinnerung weckt an Gorgo, Medusa, Lots Weib, den guten Pan und den bösen Basilisken. Unversehens stört er die Ruhe des Mittags und bringt die vergessene Herkunft,

die schier endlose Abhängigkeit und die schlimmen Opfer der Frühzeit ins Spiel. Der Riß, durch den er eindringen kann in die vermeintlich schon bürgerliche Welt, ist die Diskrepanz von Ohr und Auge, jene Bresche also, die die Burg des Menschen trotz aller Mauern so anfällig macht. Solange einem Hören und Sehen noch nicht vollends vergangen sind, hat der Schrecken – und mit ihm das Leben, Leben sans phrase – eine Chance.

Interessant ist – darauf bezogen – die Nähe von Heuschreck und Basilisk, wie sie im Mittelalter oft dargestellt wurde und die Unwahrscheinlichkeit, mit der die mittelalterlichen Fabeln den Basilisken ausstatten: er entsteht, wenn eine Kröte um Mitternacht ein Hahneiei ausbrütet; sein Blick ist unerträglich und läßt einen zu Stein werden, man muß ihm ausweichen oder ein Glas zwischen Auge und Anblick halten. Selbstverständlich verbirgt sich der Teufel darin, der den Menschen die Rückkehr zur Natur mit tausend Fratzen verstellt. Und selbstverständlich ist er einer der Hauptgegenspieler Christi des Gottmenschen. – Da wird ein eigenartiges Spiel gespielt: die als Hölle denunzierte Tiefe des Lebens ist von Masken besetzt, von Höllenhunden, von Ungeheuern der Vorzeit, von Nacht-Chimären, die alle verhindern sollen, daß die Menschen den Ort ihrer Herkunft, den großen Schoß ihrer großen Mutter je wiederfinden.

Bevor die bürgerliche Anthropologie in ihrer Normativität den Unterschied zum Tier als konstitutiv festsetzen konnte, hatten die großen Religionen (das Christentum eingeschlossen) jene Umwertung vollzogen, die die Quelle des Lebens zu einer Gefahr des Lebens werden ließ: Pan als Teufel, der Basilisk als kleiner geflügelter Drache, das Antlitz der großen Mutter als Medusenhaupt . . . Doch vielleicht ist diese Schwelle nie so hoch gewesen, wie es dem Nachdenken erscheint. Vielleicht war die maskenhafte Vergitterung des ersten Bildes nie so dicht, wie es der Erinnerung vorkommt. Denn immer noch ist es gelun-

gen, mittels der Einbildungskraft, die all dies vorzuschieben gezwungen war, auch dahinterzukommen. Der Phantastik des Mythos ist nämlich nicht mit dem Verstand beizukommen, wohl aber mit der Imagination, die sich vertieft.

### **Die Katharer – protestantische Kleinbürger oder asiatische Yogis?**

Anderswo ist die Frage offengeblieben, warum der Kreuzzug gegen die Katharer mit einer derartigen Gewalt geführt wurde, da doch nach allem, was man weiß – die kleine Sekte der Bogumilen mit ihrem „Liber de duobus principiis“ (vgl. Borst, Die Katharer, Anhang, Stuttgart 1953) ein eher harmloses Problem darstellt.

„Die Thesen der Forschung vertragen sich nicht mit den brutalen Fakten. Warum sollte Europa sich der Ketzer derart gewaltsam, im ersten Massenmord aus Gründen der „Ideologie“ entledigen, wenn lediglich eine Variante des sattsam bekannten Manichäismus bzw. eine gelassene Weltflucht vorlag? Der Verdacht geht vielmehr dahin, daß ein Vernichtungsschlag gegen eine für die Logik der Machtzentralen inkommensurablen Wunschproduktion geführt worden ist.“ (Kamper, Der Widerstand der Provinz, in: Konkursbuch 1, S. 88).

Auch die neueren Veröffentlichungen, sowohl die nüchternen (vgl. Le Roy Ladurie, Montaillou, Paris 1975 und Frankfurt 1980) als auch die enthusiastischen (vgl. Guillot, Le défi cathare, Paris 1975) können einen solchen Verdacht nicht entkräften. Er soll hier in der Hinsicht präzisiert werden, daß die genannte Inkommensurabilität in einer asiatischen Lebens- und Todesauffassung besteht, die schon seit dem großen Schisma von 1054 in Europa

obsolet war, sich jedoch nicht zuletzt während der Kreuzzüge und besonders in den apostolischen Frömmigkeitsbewegungen immer wieder zurückmeldete.

Der Kreuzzug gegen die Katharer und die zu seiner Vollendung eingesetzte Inquisition (die seit Foucaults Analysen in „Überwachen und Strafen“, Frankfurt/M. 1976, als eine der wichtigsten Ressourcen der Humanwissenschaften betrachtet werden muß) waren gewissermaßen der Schnitt, der Asien aus dem Gedächtnis Europas ausbrennen sollte. Man kann sagen, daß er ähnlich wie die wesentlich später einsetzende Hexenverfolgung, die eine vor-christliche, weibliche Wirklichkeit vernichtet hat, mit erfolgreicher Gründlichkeit gezogen wurde. Narben hat es sowenig gegeben, daß einerseits die akribische Historie nicht viel Aufhebens machen mußte, andererseits der vagierenden Phantastik Tür und Tor offenstanden – was schließlich beides nur die Generallinie des Vergessens fortsetzt.

Emmanuel le Roy Ladurie liebt die Bewohner des Dorfes Montaillou nicht, dessen Inquisitionsakten von 1294 - 1324 er referiert. Dadurch entgehen ihm entscheidende Differenzen. Er unterstellt noch einmal die schon von den Inquisitoren unterstellte Kleinbürger-Psychologie und kann demzufolge an den Katharern nur Bürgerliches und Kleinliches wahrnehmen: Proselytenmacherei, doppelbödige Moral, Bauerndummheit und die immer wieder kolportierten Klischees einer übertriebenen Askese (Endura), eines Glaubens an die Seelenwanderung und eines unverstandenen rituellen Verhaltens (Consolamentum). Dabei liegt gerade auf dem Grunde solcher Klischees das Rätselhafte, das erst zu entschlüsseln wäre, ehe man angibt, begriffen zu haben. Ohne die Differenzen der erforschten Objektivität zu entfalten, gelangt man nur zu einer Verdopplung der forschenden Subjektivität.

Renée-Paule Guillot dagegen hat zum thematisierten Gegenstand ein geradezu schwärmerisches Verhältnis.

Dementsprechend findet man eine ganze Kette von spekulativen Daten, die auf eine okkulte Tradition gemünzt sind: die Berber (als Erben der Ägypter), die Iberer, die Westgoten werden als Vorläufer der Katharer gesehen, ihre Yogi-Fähigkeiten und die anderen „kosmischen Kompetenzen“ (Endura, Amor, Consolamentum) sind ebenso herausgestellt wie ihre „wahre Identität“ als Gralshüter. (Der Deutsche Otto Rahn war wohl der erste, der um 1933 lauthals die Vermutung äußerte, es könne sich bei dem aus dem Montségur verschwundenen sagenhaften Schatz der Katharer um den Gral handeln, d.h. um Kelch und Lanze aus dem Karfreitagsgeschehen; vgl. Rahn, Der Kreuzzug gegen den Gral, Freiburg 1933).

Auch so werden die entscheidenden Differenzen überspielt. Wiederum ist es erforderlich, die Befunde der Betrachtung an die Subjektivität, diesmal eine spekulierende, zurückzugeben. In beiden Fällen passiert solche Projektion deshalb, weil die beteiligten Subjekte nicht wissen, was sie mit ihrem Denken tun. Der unausgesprochene Bezugspunkt bleibt die subjektlose Geschichte, die ihrer Tiefendimension beraubt ist und im platten Medium ihres Verlaufs verkommt. Beim archäologischen Graben in Europas verdrängter Vergangenheit kommt man eben nicht auf das feste „Zugrundeliegende“, sondern auf das völlig Fließende und absolut Flüchtige, das wegen des damit verbundenen Schwindels – Selbstreflexion fordert und statt der jahrhundertlang intendierten Erfahrungsunfähigkeit des Forschers die äußerste Erweiterung seiner exakten Phantasie. Wenn man daran festhält, daß der Horizont verfügender Subjektivität, der durch formierende Prozesse der Macht in Europa eröffnet und bis zur äußersten Immanenz getrieben wurde, imaginierend transzendiert werden kann, dann ist die Geschichte der Katharer, überhaupt der Ketzer, noch zu schreiben.

Eine Hypothese dazu lautet andeutungsweise: die Katharer waren Vertreter einer asiatischen Frömmigkeit; sie praktizierten eine tolerante Arbeitsteilung von Jenseitig-



keit und Diesseitigkeit und machten, gestärkt durch ihren Kult der Sonne und des Kreiszeichens, die christliche Umwertung des gesellschaftlichen Lebens als eines von „Insidern“ und „Outsidern“ nicht mit; sie standen in Konkurrenz zum Katholizismus (wollten als „bonhommes“ die besseren Christen sein) und schafften es, trotz ihres Vorgriffs auf jene „reine“ Geistigkeit des europäischen Protestantismus, die für die Abstraktion des Lebens in Europa so außerordentlich wichtig werden sollte, über den souveränen Umgang mit ihrem Körper eine Verbindung zur gemeinschaftlichen Überlieferung der Menschheit zu bewahren, bevor dergleichen durch rigorosen Verschuß der Quellen für Europa mehrere Jahrhunderte lang unmöglich wurde; weil sie für den gesellschaftlichen Verkehr keine Wände und Mauern der Exklusion nötig hatten, gab es bei ihnen auch keine Diskriminierung der Frauen; sie waren keine „Kinder des Lichtes“, aber auch nicht das Gegenteil, obwohl sie schwarze, quasi calvinistische Kleider trugen . . .

Um eine solche „springende“ Hypothese theoretisch aufzufangen, genügt es also nicht, in der Horizontal-Analyse zu verfahren und die Negativprofile der ersten und wichtigsten Ketzerbewegung des christlichen Europa sei es zu verschleifen, sei es herauszuheben. Als Vorbild der nötigen, nicht-alternativen Erinnerung wäre z. B. Hugo Ball zu nehmen, der immerhin von „Dada“ bis zum „byzantinischen Christentum“ durchgekommen ist (vgl. Ball, Byzantinisches Christentum, Einsiedeln 1958<sup>2</sup>).

## „Saudade“ oder der Weltschmerz als Verdrängungsspur

Wenige Kilometer von Santiago entfernt liegt das Cabo Finisterre, der am weitesten nach Westen in den Atlantik hineinragende Teil Europas. Im Mittelalter nannte man diese Landzunge Finis Terrae – das Ende der Erde. Noch heute spürt man den Grenzcharakter dieses Landes, in das zur Zeit der Kreuzzüge der Camino de Santiago endete.

Als wir zum Cabo Finisterre kommen, liegt über der rauhen, felsigen Küste schwerer Nebel. Die grauen Häuser, die grünen, steinigen Wiesen und die windkrüppeligen Bäume werden von seinem dichten Grau verschlungen, das ihnen ihr Aussehen nimmt und sie in die Leere des Grenzlandes hineinzieht. Von fern dröhnt im Minutenabstand das große Nebelhorn – ein unheimliches, warnendes Rufen in der Einsamkeit der verlassenen Küste. Die Spanier nennen diese Landschaft „La Costa de la Muerte“ – die Küste des Todes.

Im Herbst toben hier wilde Stürme, die das Meer aufwühlen und die felsige Küste bedrängen. Meterhoch schlagen dann die Wellen über die Riffe. Sie bringen alle Schiffer in Gefahr, die auf dem Meer oder im Küstenmeer vom Sturm überrascht werden. Im Verlauf der Jahrhunderte sind hier viele Boote an den Felsen zerschellt und viele Schiffer und Fischer ertrunken. Örtlichen Sagen zufolge sollen die Seelen vieler Verstorbenen noch immer an der Küste umherirren und manchmal die Lebenden bedrängen. Seit langem ist die Küste des Todes den Menschen unheimlich. Einem Bericht des Valerius Paterculus zufolge sind bereits die römischen Legionäre, als sie die Abendsonne im Meer versinken sahen, vom Schrecken des Endes der Welt erfaßt worden.

Nur noch in seinen Ausläufern erreichte der Jakobsweg die Costa de la Muerte. Seine Macht endete in Santiago,

am Grabe. Bis dorthin hatte er allerdings die Pilger in seinen Bann geschlagen, für die Santiago Ziel und Hoffnung war. Ihr Ziel bestand darin, die Gebeine des hl. Jakob zu sehen und die Vergebung der Sünden zu erhalten. Ihre Hoffnung richtete sich darauf, ihr Leben ändern zu können und am Jüngsten Tage zu den Auserwählten zu gehören, die das ewige Leben erlangen. Nachdem die Pilger alle Energien und Sehnsüchte darauf gerichtet hatten, Santiago zu erreichen, mag mancher von ihnen auch entdeckt haben, daß dieses Ziel nicht alle seine Hoffnungen erfüllte. Nachdem sich Staunen und Glück der Ankunfts-tage verflüchtigt hatten, empfand vielleicht der eine oder andere Pilger eine in seinem Innern allmählich entstehende Leere. Trotz der Anstrengungen der Pilgerfahrt und seiner Ankunft in Santiago war er kein anderer Mensch geworden. Vielmehr begegnete er sich allmählich wieder selbst und mag zu fragen begonnen haben, ob nicht die Strapazen der Pilgerfahrt vergeblich und möglicherweise seine Hoffnung trügerisch gewesen waren.

Auf ihrem Weg zur „Küste des Todes“ müssen die Pilger angesichts der überwältigenden Leere des Landes ihre Verlassenheit und Ohnmacht empfunden haben. Hier holte sie das Wissen von der Ausweglosigkeit menschlichen Lebens ein. Der Glanz Santiagos verblaßte und verlor seine sinnstiftende Kraft. Der Schatten des Camino erschien mächtiger als sein Licht.

Man kann an der Costa de la Muerte nicht leben, ohne die Begrenztheit abendländischen Denkens, Fühlens und Wünschens zu erfahren. Man begegnet ihr allerorts. Die Antwort der Menschen hier ist ihr tiefer Schmerz über eine prinzipielle Aussichtslosigkeit – die Saudade. Vergeblich kämpfen die Bewohner der Küste des Todes gegen sie an. Sie mögen versuchen, zu glauben und zu hoffen, zu überleben; doch die Saudade verweist sie auf ihr inneres Wissen vom fiktiven Charakter der „Antworten“, auf ihre erfolglosen Sehnsüchte und vergeblichen Wün-

sche. Es gibt kein Entkommen. Weder mit Hilfe der Arbeit noch des Glaubens gelingt es, die Diskontinuität des Lebens zu schließen; der Wunsch nach Kontinuität führt ins Leere. Angesichts dieser bleiben nur Schmerz und Trauer.

Vielleicht ist die Saudade in den Gesichtern, Bewegungen und Geschichten der Menschen an der Costa de la Muerte auch eine Antwort auf die Verdrängung des Lebens, die durch die Zielgerichtetheit und Rationalität des Camino entstanden ist. Dann wäre sie der Preis, den die Menschen für die Zurückdrängung der Spontaneität und ihre Unterwerfung unter die vielfältigen Formen der Kontrolle und Selbstkontrolle zu zahlen haben. Die Saudade wäre dann die Spur der untergegangenen, nicht auf Ziele gerichteten Gegenwart des Menschen. So betrachtet, ist sie das bittere Ergebnis eines Prozesses, in dem die Unmittelbarkeit der sich selbst genügenden Gegenwart dem „Fortschritt“, der „Entwicklung“, der „Zukunft“ und der Hinrichtung der Wünsche auf Ziele geopfert wurde – eine unvermeidbare Erfahrung des Lebens im Schatten der Milchstraße.

### **Das Reich und die Eremitage. Ein Dialog zwischen Karl dem Großen und Wilhelm von der Wüste**

#### **Vorbemerkung:**

Man schreibt das Jahr 806. Als Schauplatz des folgenden Dialogs (der natürlich erfunden ist), wird der waldreiche Ort („Wüste“ meinte im Mittelalter Wald) angenommen, der heute St. Guilhelm le Desert heißt. Karl der Große schenkt seinem Onkel Wilhelm zum schweren Abschied ein Stück des Kreuzes Christi. Nach vollzogener Trennung haben die beiden Haudegen – wie berichtet wird – noch mehrere Tage gemeinsam geweint.

Wilhelm: Mein lieber Neffe, du wirst mich nicht überzeugen können, daß es für mich weiterhin möglich wäre, gegen die äußeren Feinde unseres Reiches zu kämpfen. Ich bin der Schlachten und des Schlachtens müde und möchte in dieser wüsten Gegend in den engen Kreis meiner Wünsche und Bedürfnisse zurückkehren. Laß mich hier in der alten verfallenen Einsiedelei. Ich will sie mit ein paar Getreuen notdürftig herrichten und mich dann an dem Leben versuchen, das uns in den letzten Jahrzehnten so sehr gefehlt hat.

Karl: Ich will Dir die Reliquie des Heiligen Kreuzes schenken, damit du nicht vergißt, daß wir auf Erden jene Ruhe nicht finden können und sollen, die du offensichtlich suchst. Aber denk noch einmal an unsere gemeinsamen Ziele: Wie soll ich ohne deine mächtige Gegenwart noch je einen Kampf beginnen können? Nie ist das Gefühl gänzlich gewichen, das ich als Kind auf deinen Knien hatte: beschützt zu sein vor den Gefahren, von denen unsere finstere Welt so übermächtig voll ist. Du wirst mir also fehlen, und zwar so sehr, daß niemand deinen Platz einnehmen kann.

Wilhelm: So kannst du mich gewiß nicht umstimmen. Selbstmitleid habe ich nie gelten lassen. Du bist längst ein Mann und ein Kaiser, so daß deine Bitte um Schutz seltsam anmutet. Ausserdem wirst auch du, wenn es Zeit ist, deinen Frieden mit der Erde machen können.

Karl: Nein, niemals: mein Weg führt aus jedem Kreis heraus, meine Straße wurde mit dem Blut so vieler Schlachtopfer getränkt – du weißt es –, daß ich nirgends bleiben kann, meine Bahn ist gekennzeichnet durch einen währenden Ab-

schied von unserer Mutter, der Erde. Das Reich, das wir gegründet haben mit Gottes Hilfe, hat seine Fundamente nicht in Grund und Boden, sondern einzig in unserem Willen und in unseren vielen Anstrengungen, ihn zu mehren und zu festigen. Wenn ich auch nur einen Augenblick nachlässig bin, bricht an den Grenzen irgendein Aufstand los. Wie könnte ich also ruhig und friedlich werden?

Wilhelm: Da du dich nicht ändern willst oder kannst, will ich dir etwas von dem verdeutlichen, was ich gewählt habe. Es ist beileibe nicht die Ruhe. Hoffentlich vergißt du nie, daß ich mich einüben muß in eine ganz andere Gewohnheit, während du immerhin bei unserem bisherigen Leben bleiben kannst. Und glaube nur nicht, daß das Dasein eines Einsiedlers einfacher ist. Gerade wenn er gegen die äußeren Feinde weiterhin nicht zu kämpfen gezwungen ist, trifft er auf die inneren. Hast du, Karl, abgesehen davon, daß du als Kind geträumt hat, überhaupt eine Ahnung von der Macht der Geister des Herzens? Was ist der Wille, ein himmelwärts gewendetes Reich zu gründen und die Erde mit beweglichen Grenzen zu versehen, gegen die Gewalt der Bedrohung, die von der inneren Natur ausgeht, von den Schreckbildern der Tiefe der menschlichen Seele! Nach allem, was berichtet wird, gibt es Phasen immer stärkerer Zumutung. Gerade, wenn wir eine Umgebung der Einfachheit schaffen: eine Kirche, ein Haus, ein paar Bäume, Zypressen und Pinien, einen Brunnen und einige Ställe, kommt es bei der Kontemplation zu den unerhörtesten Versuchen der Vielfalt . . . ein Glück, daß wir für unsere geheimsten Wünsche die vorgeschriebenen Gebete haben! Wir könnten

ihnen sonst nicht widerstehen und es ginge uns wie dem Besessenen aus der Gegend der Gerasener, von dem der Evangelist Markus (V, 1 – 20) berichtet. Mit Christi und der Heiligen Väter Hilfe aber sollten wir den Ängsten des Geschlechtes und des Todes widerstehen und die Geister des Eigenwillens schließlich besänftigen können.

**Karl:** Wenn ich dich so reden höre, bin ich fast geneigt zu glauben, daß du den schwereren Part gewählt hast. Bedenke aber die Größe unseres gemeinsam erkämpften Reiches. Ganze Dynastien werden damit beschäftigt sein, es zu verwalten, zu verteidigen und auszudehnen. Was zählt da – entschuldige – ein einzelner Eremit?

**Wilhelm:** Ich will nicht bestreiten, daß das, was wir begonnen haben in den Wäldern, an den Flüssen, auf den Bergen Europas eine gewisse Zeit dauern wird. Eingedenk der großen römischen Tradition und gestärkt durch den einzig wahren Glauben werden die nach dir kommenden Kaiser und Könige vielleicht Jahrhunderte Zeit haben, die Früchte deines Herrscher-Willens zu ernten. Aber es wird der Tag kommen, da nicht nur dein Reich zerfallen sein wird, sondern auch kaum einer der Nachkommen recht begreifen kann, was du gewollt hast. Ich glaube, daß der biblische Auftrag: „Macht euch die Erde untertan“ keineswegs so gemeint ist, wie du es als Herrscher aufzufassen genötigt bist. Der Mensch ist nicht Herr der Erde, sondern ihr Sohn. Rücksichtslos gegen unser Wollen wird die Wahrheit ans Licht kommen, daß die sitzende Herrschaft über den Grund und den Boden unmöglich ist und auf die Dauer

nur die Hölle heraufführen kann, statt (wie du es willst) den Himmel oder das Paradies — wenn, ja wenn wir Eremiten dir nicht helfen.

**Karl:** Vergeiß nicht, daß die Menschen sich ändern werden mit der Seßhaftigkeit. Noch steckt uns ja die große Wanderung in den Knochen und wir werden als Lehrer des Volkes dafür Kanäle finden müssen. Ich sehe voraus, daß der Strom der Pilger nach Jerusalem, Rom und Santiago . . .

**Wilhelm:** Das ist dein Werk, Karl, dein Werk allein!

**Karl:** . . . über die Maßen anschwellen, aber doch schließlich versiegen wird. Wir werden dann eine Befriedung ohne Krieg zu schaffen haben, welche — als vollendete Friedfertigkeit — die schönste Frucht eines Reiches der Seßhaften wäre. Die Gegner, die ich wahrnehme, sind keineswegs die Mauren oder die Sachsen, sondern jene Nomaden von innen, die auch in deinen Ängsten vorkommen.

**Wilhelm:** Du hast recht und deshalb sprach ich von unserer Mithilfe: auch die schönste Frucht der Eremitage ist das Ende der Leidenschaften, das Ende einer Erfahrung mit unbekanntem Ausgang. Einsiedler arbeiten an derselben Kontrolle wie deine Soldaten. Unser Konzept von Erziehung ist „educatio“, die Herausführung der Menschen aus dem inneren Kreis ihres einfältigen Lebens. Wir müssen die Kurven ihrer Natur zur Strecke bringen, auch gegen den Widerstand ihrer Trauer. Und wenn du, Karl, über Europa hinausgehst mit deinem Willen der Weltbeherrschung, dann gehen wir tiefer noch als die Herzen reichen.



Karl: Ich verstehe, es geht darum, die Extreme zu verharmlosen und das diffuse Licht der Milchstraße in die Seelen einzuschreiben! Aber werden wir Erfolg haben?

Wilhelm: Vorübergehend gewiß! Doch wenn wir unser Werk sub specie der Jahrhunderte betrachten wollen, dann müssen wir uns eingestehen, daß wir nicht siegen können. Sowohl dein Reich als auch unser Einsiedlerdasein, das das einfache Leben wählt, um es abzuschaffen, werden eines Tages jegliche Attraktion verloren haben. Dann kommen sie wieder: die vagierenden und nomadisierenden Wünsche.

Karl: Wäre denn dies unser großes Umsonst? Haben wir gegen das Ende keine Chance?

Wilhelm: Keine!